

WIE WIR UNS SELBST *verloren*



ALEXANDRA KREUZER

 W READERS



W READERS



Über die Autorin

Alexandra Kreuzer wurde am 6. Dezember 2003 in Wolfsberg, Österreich geboren und besucht derzeit das Stiftsgymnasium St. Paul im Lavanttal. Wenn sie nicht gerade an ihren Geschichten schreibt oder liest, steht sie leidenschaftlich gerne auf der Bühne. Sie schauspielert, singt und schaut oft Serien und Filme – all das macht sie am liebsten auf Englisch. Ständig ist sie auf der Suche nach außergewöhnlichen, neuen Stories.

Egal was sie tut – kreativ muss es auf jeden Fall sein!

»Wie wir uns selbst verloren« ist ihre erste Veröffentlichung bei einem Verlag.

Wie wir uns selbst verloren



Alexandra Kreuzer

WREADERS E-Book
Band 92

Dieser Titel ist auch als Taschenbuch erschienen

Vollständige E-Book-Ausgabe
Deutsche Erstausgabe

Copyright © 2021 by Wreaders Verlag, Sassenberg
Druck: BoD – Books on Demand, Norderstedt
Umschlaggestaltung: Lee J. Mammoth
Lektorat: Nicole Stysiak, Hannah Koinig
Satz: Lena Weinert

www.wreaders.de

ISBN: 978-3-96733-183-7

Für alle Soldaten.

Prolog

London, Herbst 1914

Clarke

»Pass auf dich auf«, bat meine Frau mit brüchiger Stimme. »Werde ich, Abby.«

Ich nahm sie in die Arme und atmete ihren wohlbekannten Duft ein, um ihn mir später in Erinnerung rufen zu können, wenn ich sie da draußen vermisste. Ja, da draußen. An der Front. Ich würde ein Held sein.

Ich betrachtete sie nochmal gründlich, ich war so gesegnet jemanden wie sie zu haben.

Sie war blass und hatte stechend grüne Augen, die genauso funkelten wie die Sterne, wenn sie glücklich war. Sie hatte wundervoll weiches rotes Haar, das sie in der Öffentlichkeit fast immer aufsteckte. Ihr Gesicht war länglich und sie besaß eine süße Stupsnase.

Ich seufzte. Vier Jahre kannten wir uns, drei davon waren wir verheiratet. Sie würde mir fehlen. Ihr Lachen. Ihre Offenheit und ihre unglaubliche Geduld, mit der sie alle Schwierigkeiten des Lebens bewältigte. Alles. Aber es würde ja nicht so lange dauern.

Ich wandte mich um und wollte gehen, als sie mich nochmals am Arm packte und ich mich umwandte.

In ihren Augen glitzerten Tränen: »Versprich, dass du zu mir zurückkommst, Clarke.«

Ich zog sie in meine Arme und gab ihr einen leidenschaftlichen Kuss, dann murmelte ich in ihr Haar: »Versprochen. Ich werde zu dir zurückkommen, fest versprochen. Außerdem bin ich ja bald wieder da.«

Ich drückte ihre Hand noch einmal ganz fest, wandte mich um und bestieg das Schiff, welches mich nach Frankreich bringen würde, wo ich, wie so viele andere, in den Krieg ziehen würde.

Ich atmete tief durch. Natürlich war ich traurig, dass ich meine Frau und Familie verlassen musste, aber in spätestens drei Monaten würde ich sie wiedersehen. Drei Monate. Nach dieser Zeit würde ich als Held wiederkehren und Abigail und ich könnten eine Familie gründen. Irgendwie war ich stolz auf mich. Stolz, dass ich mich sofort freiwillig gemeldet hatte, dass ich einer der tapferen Kämpfer war, von denen man noch in 100 Jahren sprechen würde. Was für ein glücklicher Mann ich doch war, an solch etwas Aufregendem, wie dem Krieg, teilhaben zu können. Ja, Krieg. Ich war bereit. Das Abenteuer konnte beginnen.

Hätte ich doch nur gewusst, wie falsch ich bei all dem lag.

Kapitel 1

April 1916, Hinterland

Clarke

Der Krieg war ganz anders als ich erwartet hatte. Viel schrecklicher. Zerstörender.

Nach zwei Monaten militärischer Ausbildung wurde ich im Dezember 1914 das erste Mal direkt an die Front verlegt. Als der erste Schuss fiel, veränderte sich etwas. Meine Gesichtszüge, die Landschaft um uns herum. Ich war ein anderer Mensch geworden. Härter. Kälter.

Zu Beginn waren wir 200 Mann in der Gruppe gewesen und jetzt waren es nicht einmal mehr halb so viele. Die meisten Männer hatten wir in der letzten Schlacht verloren. Lange warteten wir schon auf Nachschub, der irgendwie nie zu kommen schien. Man sprach über alles, nur nicht über Gefühle, Verluste oder Ängste. Wir sprachen über unbedeutende Themen wie das Wetter. Kartenspielen. Das konnten wir gut. Und rauchen. Und trinken. Und irgendwie war das schockierend, denn eigentlich hatte ich mir ja geschworen, nie mehr als ab und an ein Glas zu trinken. Wegen meinem Vater. Aus Angst so zu werden wie er. Doch das war vor dem Krieg gewesen. Nun war Alkohol einer meiner besten Freunde geworden.

Es waren nämlich Dinge wie das Trinken, die uns ablenkten, die die Zeit etwas erträglicher machten.

Anderweitig hatte ich mir übrigens auch geschworen niemals einen anderen Menschen zu verletzen oder gar umzubringen. Ich hasste Gewalt. Aber natürlich war auch das vor dem Krieg gewesen. Jetzt war alles anders. Viel schlimmer als vorher. Und irgendwie wollte ich wieder nach Hause. Aber selbst, wenn ich zurückkommen würde, wäre es nicht mehr das Gleiche. Außerdem hatte ich Angst, wie meine Liebsten reagieren würden, wenn sie erst mal mitbekämen, wie sehr ich mich tatsächlich verändert hatte.

Im Moment waren wir im Hinterland. In zwei Tagen würden wir in den frühen Morgenstunden aufbrechen, um die Soldaten an der Front abzulösen. Es graute uns schon vor dem Moment, denn die Leute, die von dort zurückkehrten, waren alle, wenn sie überhaupt noch lebten, ein Wrack. Der Ort, an dem wir in kürzester Zeit an vorderster Front kämpfen mussten, wurde von den anderen Soldaten nur als *Die Hölle* bezeichnet. Verdun.

»Hey, Montier! Wartest du bis ich dir das Brot wegnehme, oder wirst du mal weiter essen?!«

Ich schrak aus meinen Gedanken. Es war Komme, ein Bauer aus der Provence. Den konnte ich nicht wirklich leiden. Generell zeigte er hier nur zwei seiner Gesichter. Seine Bemerkungen trafen entweder vor Sarkasmus oder er war schlicht und einfach genervt.

»Komme, lass ihn doch in Ruhe, er wird es schon essen und wenn nicht, gibt er es mir und nicht dir!«, neckte ihn Alano. Unter den anderen bekannt als Alano Cuppertou. Der Kleinste und Zierlichste unter uns. Aber die Fassade täuschte. Er war der schnellste Läufer, den ich kannte und sehr stark. Seelisch und körperlich. Und außerdem war er mein bester Freund. Das war er schon immer gewesen.

Als ich mit dem Essen fertig war, wischte ich mir den Mund ab. Bohnen und Rindfleisch mit Brot. Lecker. Das Beste was man kriegen konnte. Hier zumindest.

Nun kam Moreau angestieft. Unser Gruppenführer. Meistens war er bei Schneider und Dubois und bei noch ein paar anderen Soldaten, die die beste Uniform hatten und immer so taten, als ob sie die tapfersten Männer der Welt wären, doch wenn es dann an die Front ging, verhielten sie sich wie Babys, deren Hosen des Öfteren nass wurden.

In unserem Kreis fühlte ich mich viel wohler. Alano, Komme, die eineiigen Zwillinge Durand, Fournier, Gauthier, Lefebvre und ich, Clarke Montier.

Lefebvre war einer von denen, die die letzte Schlacht das Leben gekostet hatte. Aber auch darüber redeten wir nicht.

»So, liege ich richtig in der Annahme, dass ihr heute alle noch Durand Nummer 1 im Lazarett besuchen werdet?!«, murrt uns Moreau an.

»Jawohl, Sir!«, kam es sarkastisch von Komme.

Alle anderen lachten, aber ich sah besorgt zu Durand Nummer 2, besser bekannt als Jaques. Ich machte mir Sorgen um ihn. Ohne seinen Bruder sah er so zerbrechlich aus.

Er war den ganzen Tag schon ziemlich still gewesen und kniff immer wieder die Augen zusammen, während seine Lippe leicht bebte. Wenn Olliver, sein Zwillingbruder, sterben würde, würde er den Schmerz nicht länger *verstecken* können, wie man es uns so schlau gelehrt hatte, er würde aus ihm herausbrechen. Das hatte ich schon oft genug erlebt und wollte es nicht erneut sehen. Moreau verschwand wieder zu seinen Schützlingen.

Wir standen auf und machten uns auf den Weg ins Lazarett.

Im Feldlazarett herrschte wie immer großer Betrieb. Wir fragten einen Sanitäter nach Durands Bett und er führte uns einen langen Gang entlang.

Da war er. Jaques ging zu seinem Bruder und nahm seine Hand. »Hey, Kamerad. Wie gehts?«, fragte ich und als ich in sein Gesicht blickte, welches so ausgemergelt aussah, überkam mich der Drang, wegzusehen. Er würde sterben, das sah man ganz deutlich. Die Frage war nur, wann.

»Bestens, wären da nicht die Schmerzen meiner verkrüppelten Füße«, er versuchte witzig zu sein, doch Komme war der Einzige, der lachte.

Er räusperte sich: »Kann ich mit meinem Bruder kurz allein sprechen? «

Wir nickten und Alano meinte: »Okay. Wir sehen uns... bald. «

Wir wandten uns um und wollten nach draußen gehen, als Olliver mich zurückhielt: »Clarke, könntest du bitte noch ein Weilchen bleiben? «

Natürlich tat ich wie geheißen und während meine Freunde gingen, ignorierte ich ihre besorgten Blicke. Genau so gut wie sie wusste ich, warum ich bleiben musste und nicht einer der anderen. Ich war dafür bekannt, der Gefassteste von allen zu sein. Der beste Tröster sozusagen. Aber innerlich spielte sich bei mir genau das Gegenteil ab, da war alles im Chaos. Über die Jahre hinweg hatte ich eben gelernt, mich gut zu verstellen.

Ich versuchte nicht zu lauschen und versank deshalb in meinen eigenen Gedanken, bis mich ein Schrei aus meinen Tagträumen riss. Es war Jaques. Ich starrte auf das Bett, doch da regte sich nichts mehr, Ollivers Augen waren überdreht.

Er war tot.

Ich drehte mich zu Jaques, der mich mit geschockter Miene ansah. Mir wurde übel, ganz übel.

Ich bemerkte, dass seine Knie zitterten und bevor sie nachgaben, war ich schon bei ihm, gab ihm Halt und nahm ihn in den Arm. Es war nicht fair. Die beiden waren doch erst zwanzig.

Nun ja, Jaques war erst zwanzig. Er zitterte, das spürte ich. Es war nicht erlaubt zu weinen und fast niemand tat es. Aber weiß Gott, wie ich reagieren würde, wenn ich meinen Bruder sterben sähe. Also flüsterte ich: »Lass es raus, es ist okay. Es ist okay. «

Und dann begann er zu schluchzen. Es war ein herzzerreißendes Geräusch und verursachte ein äußerst unangenehmes Gefühl in meiner Magenröhre. Doch ehe man sich versah, hatte er schon wieder aufgehört und schluckte den restlichen Schmerz so gut wie möglich hinunter. Mit geröteten Augen beugte er sich hinab und nahm die Sachen seines Bruders unter dem Bett heraus.

»Soll ich dir was abnehmen? «, fragte ich, hilfsbereit, wie immer. Doch er nahm nur die Sachen und stürmte ohne einen Blick zurück an mir vorbei und nach draußen. Betreten blickte ich zu Boden. So war das tägliche Leben im Krieg. Man kämpfte, Unzählige wurden verwundet, Leute starben. Als Soldat

war es irgendwie normal und dennoch das Abscheulichste und Sinnloseste auf dieser Welt. Manchmal war ich fast dankbar für die militärische Ausbildung, die mir beigebracht hatte, nichts an mich ranzulassen. Ohne sie wäre ich schon längst verloren.

Soll heißen, ich wäre tot.

Kapitel 2

1916, im Hinterland

Clarke

Mein Name ist Clarke Montier. Ich habe schwarze, lockige Haare, meistens einen Dreitagebart und eisblaue Augen. Ich bin 27 Jahre alt. Laut Geburtsurkunde, laut meiner Familie. Wieso fühlte ich mich dann schon doppelt so alt?

Seit ich in den Krieg gezogen war, fühlte ich mich oft ausgelaugt, wie ein alter Mann. Lebensmüde, war wohl das passende Wort. All das Grauen, das ich gesehen hatte. Oft fragte ich mich, ob es das Ganze überhaupt wert gewesen war.

Wäre nicht alles viel einfacher gewesen, wenn ich einfach daheim in London geblieben wäre?

Ich seufzte.

Morgen mussten wir wieder an die Front. Gestern hatten wir Post bekommen, bei der vier Briefe für mich dabei waren. Einer von meiner Frau, einer von meiner Mutter und ihrem Verlobten Will, einer von meiner Schwester und einer von meinem Freund Charlie, der nicht in den Krieg ziehen konnte, da er an starkem Asthma litt. Neben Alano war auch er mein bester Freund.

Leider hatte ich nur Zeit für einen einzigen Brief, also schrieb ich folgendes:

Liebe Mutter, lieber Will!

Grüßt Cindy und Charlie von mir. Und Mutter, sag Abby bitte, dass ich sie sehr liebe und ich es kaum erwarten kann, sie wieder in die Arme zu schließen.

Ich hoffe, es geht euch gut. Leider habe ich nicht die Zeit, euch allen einzeln zu schreiben. Ich vermisse euch wirklich.

Außerdem wollte ich euch wissen lassen, dass Alano und ich wohlauf sind. Wisst ihr wie es Ron geht?

Morgen müssen wir wieder da raus, an die Front. Zurzeit sind wir in Verdun. Aber macht euch keine Sorgen. Die Schützengräben und die Festungen werden schon halten. Uns wird nichts passieren. Wir werden kämpfen und wir werden überleben. So wie immer.

In Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen,

Clarke

Ja, ich wusste, dass die Schützengräben alles andere als sicher waren und es keine Garantie gab, dass wir die nächste Schlacht überlebten. Aber was hätte ich schreiben sollen? *Ich werde wahrscheinlich nicht zurückkommen und jeder Tag hier könnte mein letzter sein. Ich habe Angst und ich will nach Hause.* Nein. Das konnte ich ihnen nicht antun, das wollte ich ihnen nicht antun. Meine Familie war ohnehin schon krank vor Sorge um meinen Bruder Ron und mich. Da konnte ich ihre Furcht nicht auch noch vergrößern.

Mein Bruder. An ihn dachte ich auch oft. Wo er wohl jetzt war? Ob er auch an mich dachte? War er überhaupt noch am Leben?

Ich schluckte und versuchte mir diesen Unsinn sofort aus dem Kopf zu schlagen. Natürlich lebte er, denn wenn er gestorben wäre, würde ich das doch merken. Durch ein scharfes Ziehen in der Brust oder so? Nicht?

Ich fuhr mir durch die Haare. Was hatte ich denn schon wieder für wirre Gedanken? Das musste aufhören. Ich war ein Soldat und musste volle Konzentrationsfähigkeit besitzen. Bei Tag sowie bei Nacht. Aber meine Gedanken hörten nicht auf, wie hungrige Geier, um mich zu kreisen. Auch das war ich gewohnt.

Seit Stunden lag ich bereits auf meinem Strohsack in dem Gestell aus Holz. Moreau hatte uns heute früher ins Bett geschickt, da wir in den nächsten Wochen nur wenig bis gar keinen Schlaf bekommen würden.

Auch jetzt wollte die Müdigkeit nicht über mich kommen. Es herrschte Stille im Raum, die nur kurz durch ein paar Schnarcher unterbrochen wurde. Wenn ich ehrlich war, war mein Körper auch ziemlich erschöpft, mein Geist hingegen war hellwach und so lag ich mit offenen Augen neben Alano. So viele Dinge. So viele Dinge könnten uns zustoßen. Mein Herz klopfte, der Schweiß sammelte sich in meinen Handflächen und das, obwohl mich keine unmittelbare Gefahr bedrohte. Ich wollte mich gerade zum wiederholten Mal umdrehen, als mich Alanos leises Flüstern zusammenzucken ließ: »Na, kannst du auch nicht schlafen?«

»Nicht wirklich«, murmelte ich und blickte in seine Richtung. Braune Augen blitzten mir aus der Dunkelheit entgegen.

»Wollen wir eine rauchen gehen?«, fragte er.

»Was ist, wenn Moreau uns erwischt?«, antwortete ich skeptisch.

»Der schläft doch selbst wie ein Kartoffelsack«, gab er, keck wie immer, zurück.

Also bejahte ich. Wir erhoben uns, zogen Stiefel an und schlichen uns an den Schlafenden vorbei, hinaus aus dem Bettenlager. Wir liefen ein Stück und

ließen uns dann auf die feuchte Erde nieder. Erst jetzt fiel es mir ein. Mist. Ich hatte schon alle meine Zigaretten aufgebraucht.

»Alano, könnte ich eine Zigarette von dir haben? Ich habe keine mehr«, gab ich zu.

Mein Freund lachte nur und kramte eine Packung aus seiner Hosentasche hervor sowie ein paar Zündhölzer.

»Hier, nimm dir eine«, bot er mir an. Ich griff zu und jeder zündete seine Zigarette an.

Anschließend schwiegen wir eine Weile und lauschten dem Summen der fernen Front. Es war niemals ruhig hier. Im Krieg. Ich blickte zum Himmel empor.

»Heute kann man die Sterne ziemlich gut sehen. Weißt du noch, wie oft wir als Kinder einfach nur draußen gesessen sind und den Sternenhimmel betrachtet haben?«

»Aber klar doch. Es hat dich immer unglaublich beruhigt. Und ich habe es so oft mit dir zusammen gemacht, dass es mir nun genauso geht.« Er schmunzelte. »Was hast du noch gleich gesagt? Dass du das Gefühl hast, ganz klein zu sein, wenn du die Sterne am Horizont erblickst. Als wären deine Probleme somit minimal, fast unbedeutend und gerade weil sie nur ein winziger Teil des Universums sind, nur ein einziger Stern, weißt du, oder hast du zumindest gehofft, dass es da draußen noch so viel anderes gibt als deinen Schmerz. Lustigeres, Schöneres. Mit all deiner Kraft hast du daran geglaubt, dies eines Tages zu erreichen. Tja, und jetzt sind wir hier.« Er lachte kurz ungläubig auf, schüttelte den Kopf und fing sich wieder.

»Aber ja, ja ich erinnere mich, es hat dir sehr geholfen, wenn dein Vater ...«, er stockte und ich konnte seinen Blick auf mir spüren. Ich nickte nur als Bestätigung.

Er sagte nichts mehr. Es gab dazu auch schon längst nichts mehr zu sagen.

»Morgen stehen wir schon wieder da draußen, in der Hitze des Gefechts«, stellte ich fest und wechselte somit das Thema. Erneut nahm ich einen langen Zug von meiner Zigarette.

Alano nickte ernst. Sein Gesichtsausdruck veränderte sich schlagartig. Plötzlich brach er den Blickkontakt ab und begann mit seinen Fingern Kreise in die Erde zu malen. Zuerst langsam, doch er wurde immer schneller. Immer hektischer.

So angespannt hatte ich ihn noch nie erlebt. Aber ich wusste auch nicht, ob ich schon jemals so angespannt gewesen war wie heute. Und das trotz der Sterne.

»Ist was?«, wandte ich mich an meinen Freund und sah ihn besorgt an. Er blickte auf und in seinen Augen glitzerte etwas. Tränen. In mir zog sich etwas zusammen.

Er räusperte sich und gab kaum hörbar von sich: »Hast du eigentlich Angst?«

Ich rückte ein Stück näher zu ihm und antwortete: »Oh ja. Ich glaube, ich habe mich noch nie so sehr vor etwas gefürchtet.«

Vor niemandem, absolut niemandem hätte ich das zugegeben, außer vor ihm. Ich war froh, dass ich Alano hatte. Mit ihm konnte ich offen und ehrlich reden und umgekehrt genauso. Wir waren wie Brüder.

Er lächelte schwach, weil ihm nun bewusst war, dass er nicht allein war. Mit dieser Angst. Doch dann entgleisten ihm seine Gesichtszüge erneut und er sah mich bittend an: »Versprich mir etwas.« »Alles«, gab ich zurück, denn es stimmte, es gab nichts, was ich nicht für ihn tun würde.

Er schluckte schwer, atmete tief durch: »Hör zu, Clarke, wenn mir da draußen an der Front etwas passiert ...«

Mein Herz wurde schwer. »Dir wird nichts passieren«, unterbrach ich ihn sogleich. Ich erschrak selbst darüber, wie gefühlslos ich klang. So mechanisch.

»Ja, aber falls mir etwas passieren sollte ... würdest du einen Brief an meine Familie schreiben, bitte?«, seine Stimme schwankte leicht.

Ein gewaltiger Schauer lief mir über den Rücken, wenn ich daran dachte, dass er in ein paar Tagen nicht mehr hier sein könnte. Aber dazu würde es nie kommen, zumindest redete ich mir das ein.

»Natürlich würde ich das tun, das ist doch klar«, erwiderte ich scheinbar gefasst.

Ich legte ihm meinen Arm um die Schulter. Und da saßen wir nun. Zwei Soldaten. Der eine mit Tränen in den Augen, der andere etwas zu steif, auf seinem Gesicht waren keinerlei Gefühle zu lesen. Ich wollte nicht so sein. Wirklich nicht. Aber wenn ich Emotionen zulassen würde, wären sie zu stark und ich würde ihrem Druck nicht standhalten können. Stattdessen sah ich einfach die Sterne an.

»Ich bin nur ganz klein«, sagte ich mir. »Meine Probleme sind gar nicht so gigantisch, sind nur ein einziger Stern.« Sofort fühlte ich mich etwas ruhiger, sicherer. Ich atmete tief durch.

Selbst die Front würde Alano und mich nicht auseinanderreißen. Wir waren gemeinsam in den Krieg gezogen und würden auch gemeinsam zurückkommen.

Hoffentlich.

Kapitel 3

Nach einiger Zeit an der Front in Verdun

Clarke

Ich hasste die Front. Ich hasste den Krieg. Das Hauptziel der Deutschen war es, den Festungsring um Verdun einzunehmen. Hätten sie das erst einmal geschafft, wäre es nicht sonderlich schwer von Verdun aus nach Paris zu kommen. In meine Heimat. An den Ort, an dem ich geboren und aufgewachsen war. In die Hauptstadt Frankreichs.

Das konnte unter keinen Umständen geschehen. Die Aufgabe unseres Regiments war es zurzeit gegen die deutschen Stellungen vor Fort Douaumont zu vorgehen, um diese zu durchbrechen. Was nicht wirklich gelang.

Die Tatsache, dass ich Menschen tötete, ignorierte ich meistens. Es war das Einzige, das ich tun konnte, denn wenn ich darüber nachdachte, würde ich die Befehle nicht mehr befolgen können. Und dann wäre ich ein toter Mann.

Ich sah mich in unserem Graben um, der eher einem Loch glich. Wirklichen Schutz bot er schon lange nicht mehr. Es war generell sehr schwer, halbwegs gute Gräben auszuheben. Der April dieses Jahres war kalt. Außerdem stand man ständig unter irgendeiner Art von Beschuss.

Ich sah mich um. Überall lagen Leichen oder ächzende, verletzte Soldaten. Und dann gab es noch die Verseuchten.

Es stank nach Blut, verwestem Fleisch und nach Erbrochenem. Einigen von unseren Männern wurde durch den Leichengeruch schlecht, weshalb sie sich übergeben mussten. Ich übrigens auch. Ich saß an eine Wand gelehnt und hatte die Augen geschlossen. Ich war müde. So müde.

Eigentlich hätte unsere Ablösung schon längst stattfinden sollen. Wir waren schon viel zu lange hier.

Aber das verhinderte wiederum ein Trommelfeuer. Die hasste ich wie die Pest. Man stand unter ständigem Artilleriebeschuss. Granaten, Schüsse. Es war so laut. So verdammt laut. Es klang wie der Weltuntergang. Oder wie Donner. Ganz lauter Donner.

Am liebsten wäre ich durchgedreht. Ich hätte gerne geschrien, um mich geschlagen und geweint. Ich würde gerne einmal nicht gefasst sein müssen, den Schrecken einfach herauslassen. Aber ich tat es nicht. Natürlich nicht.

Sobald ich die Augen wieder öffnete, sah ich nur die braune, feuchte Erde um uns, ich betastete sie, zerdrückte ein paar Klumpen. Braun, braun, braun. Es hatte etwas Trostloses an sich, ich hatte diese Farbe schon immer gehasst.

Auch als ich noch ein Kind in Paris gewesen war und mich an den ersten Versuchen eines Familienportraits probiert hatte, weigerte ich mich immer diese Farbe für Kleidung oder Hintergründe zu benutzen. Schließlich wollte ich das Bild nicht traurig machen, denn wir waren eine glückliche Familie. Oder sollten zumindest so aussehen.

Ich saß irgendwo im Dreck zwischen Alano und einer Leiche. Mein Freund war Gott sei Dank noch wohlauf. Ich hatte ja gesagt, wir würden das zusammen überstehen.

So kauerten wir in unserem »Graben« und ließen das Trommelfeuer über uns ergehen. Nur hielt ich mir jetzt die Ohren zu, denn es wurde immer lauter.

Wenn ich nicht an der Grenze zu einer Panikattacke gestanden hätte, hätte ich vielleicht bitter aufgelacht.

Über meine Torheit. Ich dachte der Krieg würde lustig werden, ein Abenteuer. Doch das hier? Es war die reinste Hölle. Und wofür? Für mehr Landbesitz? Um sich zu rächen?!

Gut. Aber dann sollten sie selbst kämpfen. Denn die da oben wussten sehr wohl, dass sie da draußen täglich hunderttausende Männer verloren. Taten sie etwas dagegen? Nein.

Ihnen war es egal. Nein, falsch. Das war es ihnen wert. Für das Vaterland.

Für ein besseres Vaterland konnten wir, die beschissenen Soldaten, da draußen verrecken. Wenn sie selbst hier wären, würden sie innerhalb eines Tages sterben. Garantiert. Und wir?

Wir saßen hier in einem Drecksloch, mit von Schmutz verkrusteten Gesichtern, mehr als die Hälfte war tot, verletzt oder krank. Und irgendwie war es schrecklich kalt. Und so trostlos. Ich wollte raus hier. Raus. Einfach nur raus.

Mein Kopf schaltete auf Durchzug. Nach mehreren Stunden wurde es da oben endlich etwas ruhiger und ich konnte aufatmen. Das Trommelfeuer war vorbei. Kurz darauf wurde uns gesagt, dass wir nun versuchen würden wieder in Sicherheit zu gelangen.

Wir begaben uns langsam aus dem Frontgraben hinaus. Meine Beine zitterten.

Alano und ich bildeten das Schlusslicht. Normalerweise würden wir jetzt erneut den Gegenangriff starten, aber wir waren zu geschwächt und mussten abgelöst werden. Wir sollten schon längst nicht mehr hier sein. Deshalb griffen wir nicht an. Nicht jetzt. Ich wunderte mich, dass von der anderen Seite bis jetzt nichts gekommen war.

Ich hätte nicht darüber nachdenken sollen, denn plötzlich krachte es und hinter uns explodierte etwas. Eine Granate. Verdammt. Wir begannen zu

rennen, so gut wir eben konnten, zerstreuten uns, alle nur aufs Überleben aus. Ich hörte es noch einmal krachen und warf einen kurzen Blick zurück. Ich sah Alano durch die Luft fliegen. Ich zuckte zusammen. Ganz kurz, kaum merklich. Ein kurzer Widerstand. Ein kleiner Moment, in dem ich zurücklaufen wollte, mein Leben riskieren, um mich von meinem Freund zu verabschieden. Das war ich ihm schuldig. Aber hier ging es ums Überleben, deshalb trugen mich meine Beine wie von selbst weiter. Ich wollte nicht gehen, und dennoch bewegte ich mich.

Jetzt ging auch das Trommelfeuer los. Schon wieder. Erde spritzte in mein Gesicht und versperrte mir die Sicht. Blindlings stürmte ich weiter, bis etwas unter mir nachgab. Ein Krater. Ich rutschte hinunter. Ein tiefer Krater. Dort konnte ich mich verstecken.

Meine Lungen brannten vom Rennen. Mit der Hand wischte ich mir den Schmutz und den Schweiß von der Stirn. Meine Gedanken konnten sich wieder ordnen. Trommelfeuer. Granaten. Wir rannten. Alano wurde in die Luft gesprengt. Er war tot. Mein bester Freund war tot.

Mit ihm war ich aufgewachsen, mit ihm hatte ich über Lehrer gelästert. Wir hatten zusammen studiert. Wollten ein Architektenbüro aufmachen. Die guten alten Zeiten. Es war so lange her und doch so präsent.

Ich stöhnte kurz auf, jetzt war er vermutlich tot. Zerfetzt lag er dort oben. Ich sollte keine Schmerzen spüren. Dennoch tat ich es. Dieses eine Mal, das erste Mal, seitdem ich in den Krieg gezogen war, hatte ich wirklich Tränen in den Augen. Das Atmen fiel mir ungewöhnlich schwer.

Ich lehnte mich an die kalte Erde, sie gab mir etwas Halt. Dann horchte ich auf die Schüsse, die langsam weniger wurden und konzentrierte mich voll und ganz aufs Atmen. Ein und aus. Immer wieder. Ich ließ keine Gefühle zu. Denn wenn ich nur einen Gedanken zuließ, würde mich, und das wusste ich, eine Welle des Schmerzes überrollen und ich würde weinend und schreiend zusammenbrechen. Somit wäre ich nicht mehr der starke Soldat, wie alle glaubten, sondern ein verlorener, gebrochener Mann, den der Krieg zerschlagen hatte.

Wieder zurück im Hinterland

Nachdem wir uns etwas waschen, etwas trinken und eine Kleinigkeit essen durften, trommelte Moreau uns alle zusammen. Ich wunderte mich, dass er noch lebte. Ehrlich. Er rief unsere Namen der Reihe nach auf. Gleich war er dran. Bitte nicht. Und doch: »ALANO CUPPERTOU!«

Niemand antwortete. Die Stille zerriss mich fast. Meine Hand begann zu zittern, als er fragte: »Weiß jemand was geschehen ist?«

Alle blickten mich an. Ich versuchte meine Hand schnell unter Kontrolle zu bringen und einen neutralen Gesichtsausdruck aufzusetzen. Irgendwie war alles zu viel. Dennoch sagte ich mit fester Stimme: »TOT, SIR. GRANATE.« Das reichte als Erklärung. Ich spürte kurz Moreaus Hand auf meiner Schulter, bevor er weitermachte.

Eigentlich sollte ich still dastehen, aber meine Augen brannten, also wischte ich mir schnell darüber, als hätte ich nur was im Auge. Nur was im Auge. Pah. Lächerlich. Beinahe hätte ich die Fassung verloren, doch ich tat es nicht. Ich schluckte den Schmerz hinunter. Ignorierte es. Ignorierte den Kloß in meinem Hals und das Ziehen in meiner Brust.

Als ich aufgerufen wurde antwortete ich mit: »JA, SIR!" Wie immer. Obwohl alles anders war. Er war tot. Einfach weg. Alano war tot, war das Einzige, woran ich denken konnte, und doch stand ich da und ließ mir nichts anmerken. Tja, wie immer.

Heute durften wir wieder früher ins Bett. Uns ausruhen. Ich lag da und starrte an die Decke. Ich fühlte mich unglaublich leer. So taub. Die Welt war schon verdammt scheiße. Ich grub die Nägel meiner linken Hand in die Handfläche meiner rechten. Ich wollte etwas fühlen. Taub. Taub. Taub. Alano war tot. Es war meine Schuld.

Als mein Hals sich langsam zuschnürte, schluckte ich heftig und starrte weiter an die Decke. Ich wagte es nicht die Augen zu schließen, fürchtete die Bilder, die ich sehen würde. Seinen Tod, seinen zerfetzten Körper.

Alles fühlte sich so furchtbar schwer an. So taub. Mein Kopf pochte. Ich wollte sterben.

Ein paar Tage später erfüllte ich seinen letzten Wunsch, um ihn zu ehren. Mir ging es nicht gut. Es kam mir so vor, als würde mein Kopf explodieren. Ich konnte nicht mehr schlafen, seitdem er gefallen war. Albträume jagten mich durch die Nacht, wenn der Schlaf einmal über mich kommen wollte. Sein Gesicht, seine braunen Augen, seine Grübchen. Das Vertrauen in seinem Blick. Die Sicherheit, die von ihm ausgegangen war. Ich hörte ihn lachen und sah ihn sterben. Eine Erinnerung aus meiner Kindheit verfolgte mich stets. Wenn die Dinge zu Hause schlimm waren, hatte Alano meine Hand genommen und mir Geschichten erzählt, um mich abzulenken. Geschichten, in denen wir die Helden waren. In denen uns niemand wehtun konnte. Über die Jahre hinweg, hatte er mir Unzählige erzählt. Und immer, wenn es mir

schlecht ging, konnte ich darauf zugreifen. Egal wie betrunken mein Vater war und egal, wie fest er in einer Nacht zugeschlagen hatte, ich hatte einen Fluchtweg. Ich besaß eine magische Welt, voll mit Abenteuern, die ich immer betreten konnte. Alano und seine Magie waren meine Hoffnung. Seit seinem Tod war diese Hoffnung verschwunden. In meinen Träumen war ich zwar wieder dieser kleine, verlorene Junge, der zu seinem besten Freund ging, um Geschichten zu hören. Doch es kam nie eine Geschichte. Ich konnte mich nicht mehr erinnern. Keine einzige Geschichte fiel mir mehr ein. Ich wusste nichts mehr. Alano war weg und damit auch seine Magie. Sein Tod hatte mir meinen Fluchtweg, meine Hoffnung genommen. Und das brach mir das Herz.

Ich hatte seinen Eltern einen Brief geschrieben, wie er es gewollt hatte. Aber ich beschrieb nicht wie er gestorben war, der Brief war allgemein recht kurz geworden:

Liebe Mrs. und Mr. Cuppertou!

Ich schreibe, um Ihnen mitzuteilen, dass Ihr Sohn Alano gestern an der Front in Verdun gefallen ist. Er war sehr mutig und starb einen heldenhaften Tod.

Mein Beileid.

Clarke Montier

Das war alles gewesen. Für mehr hatte mir die Kraft gefehlt. Ich hatte den Brief bei der Poststation abgegeben, hatte keine Ahnung, ob er abgeschickt worden war. Auf den Briefverkehr war hier nicht wirklich Verlass.

Mich plagten Gewissensbisse. Ich wünschte, ich wäre an seiner Stelle gestorben. Er hatte den Tod nicht verdient. Ich schon. Schließlich war es meine brillante Idee gewesen, in den Krieg zu ziehen.

Wegen mir, allein wegen mir, war er tot. Und damit kam ich nicht klar. Absolut nicht. Es war meine Schuld.

Meine gottverdammte Schuld.

Kapitel 4

Juni 1916, Fort Vaux, Verdun

Clarke

Es war dunkel. Die Deutschen waren vor ein paar Tagen in die Festung Fort Vaux eingedrungen. Nun war die Stromversorgung ausgefallen. Es gab kein Licht mehr.

Mit einem Spaten in der Hand schlich ich die Gänge der Festung unsicher entlang. Spürte ich etwas, schlug ich zu. Ob es nun Freund oder Feind war, das wusste ich längst nicht mehr. Oder war es doch nur eine Ratte gewesen?

Da nur noch ein paar von unserem Regiment übriggeblieben waren, wurden wir aufgeteilt. Dort hingeschickt, wo sie eben Leute brauchten.

Ich wurde ins Fort Vaux geschickt. Zuerst war ich irgendwie erleichtert gewesen. Ich dachte mir: Gut, das ist eine Festung. Dort ist es viel sicherer als in den offenen Gräben. Zunächst war das auch so. Doch dann drangen sie ein. Und alles veränderte sich schlagartig.

Ich schlug zu. Hörte einen Schrei. Hoffte, dass es keiner von meinen Männern gewesen war. Plötzlich sah ich Licht, spürte Hitze. Ich presste mich gegen die Steinwand. Das Feuer, das aus den Flammenwerfern der Deutschen kam, preschte an mir vorbei. Schreie. Ich atmete. Hier drinnen stank es wie die Pest und das, obwohl die Leichen provisorisch mit Chlorkalk bedeckt wurden. Es war heiß, die Luft war stickig. Ich schwitzte.

Irgendwann kehrte Stille ein. Wir sammelten uns. Klärten, wie wir nun vorgehen würden. Es gab eine schockierende Nachricht. Wir hatten kein Wasser mehr. Die Zisterne war durch Granatentreffer zerstört worden. Ich schluckte und spürte, wie trocken mein Hals war. Mir wurde übel. Ohne Wasser würde es härter werden als je zuvor. Das kleine Krankenlager war jetzt schon überfüllt. Verdammt.

Wir starteten schließlich den Gegenangriff. Weil wir eben mussten. Befehl war Befehl.

Irgendwann versuchten wir auch aus dem Fort auszubrechen. Nicht nur einmal. Öfter. Irgendwann habe ich aufgehört zu zählen. Warum? Weil wir es nie geschafft haben.

Ich wusste nicht mehr, wie viel Zeit vergangen war. Jegliches Zeitgefühl hatte ich verloren. Was ich aber fühlte waren Durst und Erschöpfung. Ich hob meine Finger zitternd zu meinen Lippen und strich gedankenverloren darüber. Wie rissig sie doch waren, so trocken.

Ich sah mich um. Überall nur Leid. Soldaten, die ihren Urin tranken. Die das schmutzige Kondenswasser von den Wänden leckten und danach an fürchterlichen Magenkrämpfen litten.

Ich wollte auch etwas trinken. Jetzt. Sofort. Ich saß auf irgendeiner Treppe, den Kopf gegen die Wand gelehnt. Diesen drehte ich jetzt. Da war ein kleines Rinnsal an der Wand. Sachte beugte ich mich vor und leckte darüber. Flüssigkeit. Es war wie Balsam.

Kurz konnte ich wieder normal atmen. Hatte nicht mehr dieses Gefühl zu ersticken. Ich lächelte und lehnte mich wieder zurück. Natürlich hatte es scheußlich geschmeckt, doch das machte nichts. Ich ballte meine Hände zu Fäusten und ließ sie immer wieder aneinander krachen. Ich schluckte nochmal. Mein Hals war schon wieder trocken.

Meine Augen schweiften umher. Ich blinzelte. Da, in der Ecke. Ein deutscher Soldat. Mit Gewehr. Er zielte auf etwas. Ich folgte seinem konzentrierten Blick. Er wollte auf eine Gruppe Männer schießen, die sich gerade unter Schmerzen wanden.

Ich stand auf. Wohl zu abrupt, denn nun drehte sich alles. Als ich nicht mehr alles doppelt sah, ging ich mit festen Schritten auf den Schützen zu.

Ich dachte nicht wirklich darüber nach, was ich tat, ich tat es einfach, denn es war sowieso egal.

Alano, mein bester Freund, war tot und ich war schuld. Und das hier musste getan werden. Oder sollte es zumindest. Dieser deutsche Mann da sollte meine Kameraden nicht erschießen. Nein.

Plötzlich hörte ich einen Knall. Spürte irgendetwas in meiner Schultergegend. Ich glaubte, auf den Boden gefallen zu sein. Irgendwas tat weh. Ich hörte noch mehr Schüsse. Doch die hörte ich ja eigentlich immer. Egal ob sie da waren, oder nicht.

Plötzlich sah ich alles nur noch verschwommen. Würde ich sterben? Bilder meiner Familie schossen mir ins Gedächtnis. Meine Mutter, meine Geschwister. Abby. Das Funkeln in ihren Augen. Gott, ich hoffte so sehr, dass der Krieg diesen Funken in ihr nicht ausgelöscht hatte. Irgendetwas tat wirklich weh. Ich glaubte, es war meine Schulter. Vielleicht war es besser so. Vielleicht würde es ohne mich besser für sie sein. Dann wurde alles schwarz.

Ich schlug die Augen auf, bewegte mich etwas und ein Schmerz durchzuckte meine linke Schulter. Ach ja, ich wurde angeschossen.

Plötzlich realisierte ich es. Ich war nicht mehr in Fort Vaux. Ich war rausgekommen. Hatte es überlebt. Ich begann zu lachen.

Eine Stimme unterbrach mich: »Alter, Montier, du hast echt verdammtes Glück gehabt.« Komme. Was machte er denn hier? Unter mehr Anstrengung, als mir lieb war, setzte ich mich auf. Da waren sie alle. Komme, Jaques Durand, Fournier und Gauthier.

Mein Kopf schmerzte. Ich schluckte, auf einmal wurde ich panisch.

»Wasser ...«, krächzte ich. »Sofort.«

Es dauerte nicht lange und ich stürzte gierig ein Glas hinunter. Es war halbwegs sauber. Wie schön.

Die anderen beobachteten mich immer noch. Komisch, wie sie dreinsahen.

»Wie bin ich da rausgekommen?«

»Nun, kurz nachdem du angeschossen wurdest, gingen die übrigen Soldaten in Gefangenschaft. Die Deutschen haben das Fort komplett eingenommen. Sie haben wohl gedacht, dass du tot bist und dich mit ein paar anderen Leichen nach draußen geschafft. Ich weiß nicht wie, aber irgendjemand hat dich wohl gefunden, gemerkt, dass du noch lebst und dich hierhergebracht. Richtig verrückt, nicht wahr?«, meinte der Erzählende, Jaques.

Die Deutschen hatten das Fort komplett eingenommen. Alles umsonst. Ich legte meine Hände an die Stirn und massierte meine schmerzenden Schläfen. Alles umsonst. Ich atmete immer schneller. Alles umsonst.

»Clarke, Clarke schau mich an, okay? Schau mich an.«

Was? Ich ließ von meinen Schläfen ab und hob den Blick. Gauthiers braune Augen blickten in das Blau meiner. Das beruhigte mich.

»Du hast den ganzen Dreck überlebt. Sei froh. Wahrscheinlich kriegst du jetzt auch noch Heimaturlaub, du Glückspilz.«

Ich erstarrte. Heimaturlaub. Meine Familie sehen. Das wäre irgendwie schön. Doch dann müsste ich ihnen auch erzählen, dass Alano tot war und was in Fort Vaux passiert war.

Meine Kehle schnürte sich zu und vielleicht stieß ich einen erstickten Laut aus. Meine linke Hand begann unkontrolliert zu zittern. Ich starrte diese an. Wie komisch, es hörte einfach nicht auf. Hatte irgendwie Ähnlichkeit mit diesem Krieg. Ich glaubte zu spüren, wie meine Mundwinkel sich hoben und sich ein Grinsen auf meinen Lippen bildete.

»Mr. Montier? Mr. Montier?!«

Ich zuckte zusammen. Mein vielleicht vorhandenes Grinsen erlosch.

»Ja?«, ich klang schwach und ausgelaugt. Der Mann, den ich kurz darauf als Arzt identifizierte, sah mich erschöpft an.

»Könnte ich kurz mit Ihnen reden?«, er pausierte und sah meine Kameraden an. »Alleine.«

Bedrückt wirkend zogen sie ab. Der Arzt setzte sich auf mein Bett. Monoton begann er zu reden: »Ihr Schuss an der Schulter war vergleichsweise mild. Dennoch können verwundete Soldaten nicht kämpfen. Ich habe mich mit dem Hauptmann Ihres Bataillons abgesprochen und Ihnen wird 15 Tage Heimaturlaub gewährt. Dann müssen Sie wieder zurück.«

Ich schluckte. »15 Tage?« Der junge Mann nickte.

Für ihn war ich einer von Hunderten, die pro Tag hier eintrafen. Er sah genauso ausgelaugt aus wie wir alle. Ich fuhr mir mit einer Hand über die Augen.

»Und ich muss gehen?«

»An der Front haben wir keinen Nutzen für Verletzte.« Okay. Knapp zwei Wochen waren okay. Eine kurze Pause. Unter diesen Umständen nicht genug Zeit, um den ganzen Weg nach London auf mich zu nehmen, aber vielleicht genug Zeit, um kurz durchzuatmen. Ich könnte einen Abstecher in die Hauptstadt machen.

»Danach melde ich mich wieder hier?«

Der Arzt erhob sich und wischte sich den Schweiß von der Stirn. »So ist es«, er warf mir einen mitleidigen Blick zu. »Sieht nicht so aus, als würde diese Schlacht bald enden.«

Mir wurde schlecht. »Eine Frage noch: Wann kann ich aufbrechen?« »Sobald wie möglich. Wir brauchen die Betten.« Natürlich. Schreie kamen vom Eingang des Lazarets und der Jüngling stürmte davon. Ich lehnte mich zurück. Eine kurze Pause. Ich schloss die Augen.

Die darauffolgenden zwei Wochen verschwammen in einem Wirbelwind aus lachenden Gesichtern, Musik und Albträumen. Ich hatte mit schönen Frauen getanzt, sehr schönen sogar. Doch keine war so schön wie Abby. Viel getrunken hatte ich auch. Der Alkohol machte vieles einfacher.

Ex-Soldaten hatte ich auch gesehen. Unzählige. Ohne Arme, ohne Beine. Einer hatte kein Auge mehr. Mit ihnen hatten die Menschen Mitleid. Aber in Paris gab es nicht mehr sonderlich viele Männer. Alle waren entweder an der Front. Oder tot. Wenn man also doch einen jungen, gesund aussehenden Mann sah, beäugten ihn die Menschen kritisch.

War er ein Verrückter? Ein Verweigerer? Was in ihnen, in uns, wirklich vorgehen mochte, wollte keiner wissen. Das fragte sich nicht ein einziger von ihnen. Alles, was sie sahen, war, dass dieser Mann nicht kämpfte und somit war er weniger wert.

Tanzen, Trinken, Rauchen.

Und dann musste ich wieder zurück.

Kapitel 5

August, Verdun
Clarke

Hier war ich also wieder. An der verdammten Front. Der Heimaturlaub war vorüber. Zurück in der Hölle.

»GAS! GASMASKEN AUF! SOFORT!«

Es schrillten alle Alarmglocken. Wir hatten Schutz in einem Trichter gesucht, doch jetzt begannen wir, so gut es ging, auf das freie Feld hinaufzukriechen. Denn in solch einem Explosionskrater hatte man, wenn Gas eingesetzt wurde, fast keine Überlebenschancen. Es sammelte sich dort viel zu schnell.

Unverzüglich packte ich meine Gasmasken aus und setzte sie auf. Schwer atmend drückte ich mein Gesicht gegen die Erde und betete, dass sie auch wirklich dichthielt.

Jetzt hieß es warten, bis es wieder vorbei war. Bald vernebelte das Chlorgas meine Sicht. Plötzlich hörte ich einen Schrei.

Ich sah auf und es dauerte ein wenig, bis ich Fourniers Umriss erkannte und mir die Situation bewusst wurde. Ach du Scheiße, er hatte seine Gasmasken verloren und wollte sie in seiner Verzweiflung holen, war aber in den Trichter gefallen.

Ich musste ihm helfen, ich konnte nicht tatenlos zusehen, wie er starb. Ich rüttelte Jaques und Gauthier, die neben mir lagen und deutete auf Fournier. Die beiden waren sofort einsatzbereit und halfen mir, ihn aus der Grube zu zerren.

Er hustete und würgte und zuckte wie wild. Ich versuchte ihn mit meinen starken Armen festzuhalten und redete sanft auf ihn ein: »Fournier alles wird gut, alles wird gut ...«

Das glaubte ich selbst nicht. Auf einmal trat Moreau mit einem Gewehr an uns heran, er hielt es an Fourniers Brust. Wir alle wussten, was jetzt kommen würde. Der Gnadenschuss.

Reflexartig ließ ich ihn los und wandte den Blick ab. Das konnte ich nicht mitansehen. Fournier schrie jetzt. Der Schuss ertönte unnatürlich laut in meinen Ohren, gleich darauf begann es, darin zu piepen. Ich zuckte zusammen. Wagte es nicht, mich umzusehen. War schon fast dankbar für das Gas und dass es mir die Sicht fast komplett nahm.